

Lenz

von Jens Raschke

**frei nach Georg Büchners Fragment
und Johann Friedrich Oberlins Aufzeichnungen**

1

Den 20. Januar kam Lenz durchs Gebirg.

Wir begegneten ihm am Abend, auf dem Weg von Waldersbach nach Fouday. Er kam den Abhang hinabgestürzt, gleichsam als würde etwas oder wer hinter ihm herjagen, wie ein getriebenes Tier, geradewegs auf uns zu, das Licht unserer Laternen zogen ihn an.

Ein unheimlicher Anblick, wie er auf einmal aus dem Nebel taumelte, sein gehetzter Blick, die blonden Locken ins bleiche Gesicht, ein unruhiges Zucken in den Augen und um den Mund.

„Nach Waldersbach?“

Er sprach Deutsch.

Noch ganz erschrocken von der plötzlichen Erscheinung antworteten wir nicht sofort, weshalb er noch einmal fragte:

„Nach Waldersbach?“

Ich: „Dort entlang“, und zeigte in die Richtung, woher wir just gekommen, „keine halbe Stunde.“

Ein kurzes Nicken, schon war der seltsame Fremde wieder im Nebel.

Doktor Mathieu, welcher mein Begleiter, schaute mich mit stummem Unbehagen an.

Heute frage ich mich, wiewohl selbst nicht abergläubisch, ob die Ereignisse der folgenden drei Wochen auf irgendeine verborgene Weise mit dem Erscheinen dieses sonderbaren jungen Mannes an jenem Abend im Zusammenhang standen. Damals jedoch war er mir bloß ein Fremder, der aus dem Nebel kam, und so setzten wir denn unseren Weg fort, eiliger als zuvor, denn zum einen hatte es zu regnen begonnen, zum anderen lag in Fouday meine kleine Nichte Friederike seit dem Morgen mit schwerem Fieber zu Bett.

2

In den nächsten Tagen hörte ich immer wieder von dem Fremden reden. Jeder Bewohner aus der Umgebung, so schien es, hatte schon bald ein Begegnis mit dem Manne erlebt und wusste Sonderbares von ihm zu berichten.

So hörte ich von Mademoiselle Patouche, welche dem alten Schulmeisterehepaar Bonnelle zu Waldersbach im Haushalt zur Hand ging, der Fremde sei nun Gast bei Pfarrer Oberlin und hätte sein Quartier im Schulhause aufgeschlagen; dass er mit Nachnamen Lenz hieße und zu seinem Lebensunterhalt Gedichte und Theaterstücke und derlei mehr Schriften verfasste, wenn auch nicht mit großem Erfolg; dass er bereits in der ersten Nacht schlafwandelnd über den Hof geirrt sei, ruhelos und fortwährend im erhitzten Gespräch mit sich selbst; dass er unter infernalischem Gebrüll in den eiskalten Brunnentrog gesprungen und darin wie eine Ente geplatzt sei; dass der Schulmeister ihn schließlich strengstens zur Raison gerufen und er sich daraufhin von Monsieur und Madame Oberlin artig hinüber in die Pfarrei habe führen und wie eine halbersäuft Katze am Ofen trocknen lassen.

Der Monsieur Oberlin empfangen ja oftmals Besuch aus der Stadt, erklärte Mademoiselle Patouche abschließend, aber einen so seltsamen Vogel wie diesen Lenz habe man in Waldersbach noch nicht gesichtet.

Am übernächsten Tage berichtete Monsieur Klein, der Schuster, er habe den Fremden an der Seite Monsieur Oberlins in Belmont gesehen, wo der Pfarrer die alte Madame Grissot zu beerdigen hatte, die bei uns im Tal nur „die allgemeine Großmutter“ genannt wurde, wegen der biblischen Anzahl von 176 Abkömmlingen allein zu ihren Lebzeiten.

Dieser Lenz, so erzählte Monsieur Klein weiter, habe während der gesamten Totenfeier am Rande gestanden, leise zu sich selbst gesprochen, immer wieder das Kreuz geschlagen und schließlich so bitterlich zu schluchzen angehoben, dass Monsieur Oberlin ihn bei der Hand nehmen und zu den Pferden führen musste. Später, am selben Tage noch, kehrten Monsieur Oberlin und Herr Lenz auf ihrem Rückweg kurz bei der Bauernfamilie Michel ein, wo der Pfarrer ein neugeborenes Kalb segnete. Monsieur Michel schilderte mir, mit welcher kindlicher Freude und Begeisterung dieser Deutsche sich für das einfache Landleben ausgesprochen hätte, das einzig gottgewollte Leben, so habe er es genannt, „das einzig von Gott gewollte Leben“, in der Einsamkeit der kargen Natur, fernab der sündigen Verführungen und

grelle Versuchungen der Städte. Monsieur Michel musste daraufhin lachen, weil er zunächst nicht glauben konnte, dass es dem Fremden mit seinen Schwärmereien ernst war, was jenen augenblicklich verstummen und zum Aufbruch drängen ließ.

3

An dem Sonntag, nach welchem Friederike ins Fieber gefallen, sah auch ich den Fremden wieder.

Meine Schwester Marie, Friederikes Mutter, wollte hinunter nach Waldersbach, um beim Gottesdienst für die Gesundheit ihrer einzigen Tochter Fürbitte zu halten.

„Es taut bereits, Marie“, gab ich zu Bedenken, „der Weg hat sich längst in einen tiefen Morast verwandelt. Lass uns doch in unsere Kirche gehen.“

Aber Marie beharrte. Monsieur Oberlin kannte Friederike immerhin gut, hatte sich stets liebevoll um das Kind gekümmert, ihm das Lesen und Schreiben beigebracht im vorigen Jahr.

Der Gang über den aufgeweichten Waldboden war beschwerlich, aber Marie tat das nichts, sie war in ihren Gedanken ganz bei Friederike.

Als wir endlich die Kirche von Waldersbach erreichten, war ihr langer schwarzer Rock über und über mit Schlamm besudelt, ihre Haare hingen ihr zerzaust in die Stirn, die Wangen pochten rot von der Anstrengung des Marsches.

Da erblickten wir Lenz.

Er stand, ein wenig vornübergebeugt, auf der Spitze des Hügels, an welchem man die Kirche gebaut, und überblickte mit einem sanften, aber merkwürdig abwesenden Lächeln die eintreffenden Kirchgänger.

„Sieh nur, Jean“, sprach Marie zu mir, ohne dabei den Blick von dem ihr unbekanntem Mann auf dem Hügel zu lassen, „was für eine Milde in diesem Antlitz liegt. Wer das sein mag?“

Ich sagte ihr, ich wüsste es nicht, und führte sie eilig in die Kirche.

Wie überrascht waren wir aber erst, als selbiger Mann nur wenige Minuten später, Pfarrer Oberlin hatte soeben der Gemeinde die Absolution erteilt, höchstpersönlich auf die kleine Kanzel stieg - und predigte!

Ein erstauntes Raunen ging durch die dichtbesetzten Bänke, als würde man einer Gotteslästerung beiwohnen, wie der Fremde dort oben stand, ein wenig schüchtern, aber fest entschlossen zu seiner Ansprache an die Gemeinde.

Es war nur eine kurze Predigt. Ohne Vorrede ging Lenz sogleich in die Psalter, den 42., den er frei aus dem Gedächtnis wiedergab.

„Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser,
so schreit meine Seele, Gott, zu dir.
Meine Seele dürstet nach Gott,
nach dem lebendigen Gott.
Wann werde ich dahin kommen,
dass ich Gottes Angesicht schaue?
Meine Tränen sind meine Speise Tag und Nacht,
weil man täglich zu mir sagt: Wo ist nun dein Gott?
Daran will ich denken
und ausschütten mein Herz bei mir selbst:
wie ich einherzog in großer Schar,
mit ihnen zu wallen zum Hause Gottes
mit Frohlocken und Danken
in der Schar derer, die da feiern.
Was betrübst du dich, meine Seele,
und bist so unruhig in mir?
Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken,
dass er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist.
Mein Gott, betrübt ist meine Seele in mir, darum gedenke ich an dich.
Deine Fluten rauschen daher, und eine Tiefe ruft die andere;
alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich.
Am Tage sendet der HERR seine Güte,
und des Nachts singe ich ihm und bete zu dem Gott meines Lebens.
Ich sage zu Gott, meinem Fels:

Warum hast du mich vergessen?
Warum muss ich so traurig gehen,
wenn mein Feind mich drängt?
Es ist wie Mord in meinen Gebeinen, wenn mich meine Feinde schmähen
und täglich zu mir sagen: Wo ist nun dein Gott?
Was betrübst du dich, meine Seele,
und bist so unruhig in mir?
Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken,
dass er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist.“

Jetzt machte er eine Pause und schien zu lauschen.
In der Kirche war es still geworden wie im Grab.
Er sprach dann weiter, aber seine eben noch so leidenschaftliche Stimme tönte mit
einem Male einsam und leer.

„Mensch, warum harrest du auf Wunder?
Auf einen außerordentlichen Schlag an deine Seele?
Alles geht nach Gottes ewiger Ordnung, Wunder wären Lücken, Sprünge, soll Gott
die um deinetwillen machen?“

Lenz verstummte erneut, als redete da jetzt eine Stimme von irgendwoher zu ihm,
der er mit allergrößter Aufmerksamkeit lauschte.
Er war noch blasser geworden, wie in großer Furcht, und als wären es die letzten
Worte seines Lebens, stammelte er:

„Man muss die Menschheit lieben, um in das eigentümliche Wesen jedes
einzudringen, es darf einem keiner zu gering, keiner zu hässlich sein, erst dann
kann man sie verstehen.“

Und dann, als trieben grausige Furien ihn vor sich her, stürzte er von der Kanzel
und lief aus der Kirche, heiße Tränen in den Augen, kalter Schweiß auf der Stirn,
über die Straße gleich ins Schulhaus, wo er sich für den Rest des Tages in seiner
Stube im oberen Stockwerk einsperrte.

„Vielleicht ist er wahnsinnig?“ gab ich nach unserer Rückkehr zu Bedenken, denn ich merkte, dass Lenz in seiner tiefen Verzweiflung auf die arme Marie einen ungeheuren Eindruck gemacht hatte.

Sie aber sagte nichts, stand auf und sah im Nebenzimmer nach Friederike, die im Schlafe rau zu husten begonnen hatte.

„Vielleicht ist er wahnsinnig“, wiederholte ich und merkte im selben Moment, dass ich ja zu mir selbst redete.

4

Julien, Maries Ehemann, ist im letzten Sommer auf dem Feld gestorben.

Mit dreiunddreißig Jahren.

Er stand da in der Sonne, auf seine Sense gestützt, und lachte Marie und Friederike zu, die ihm aus der Ferne winkten, und im nächsten Moment brach er zusammen und war schon tot.

Nachdem wir Julien begraben hatten und in großer Runde beim Leichenschmaus saßen, erzählte am Tisch jemand von einem Wunderheiler, welcher in einem abgelegenen Teil des Tales im Osten lebte, zusammen mit einer alten Frau und einem Mädchen, welches das zweite Gesicht hätte und von Gott berührt sei.

Auch andere Gäste hatten wunderliche Dinge über die drei Einsiedler gehört, auch unheimliche, von markerschütternden Schreien war die Rede, die in manchen Nächten die Stille des einsamen Tals zerrissen.

Aber der Mann sei ein Heiliger, und das Mädchen habe Visionen, könne das Wasser und das Eisen im Boden sehen.

Friederike lag auch nach zehn Tagen noch schwer im Fieber, worüber Marie mehr und mehr in Verzagtheit geriet. Da sagte ich, wir sollten gleich am nächsten Morgen den Wunderheiler aufsuchen und ihn um Hilfe bitten. Eine Nachbarin würde für die wenigen Stunden von Maries Abwesenheit Friederike versorgen. In keinsten Weise glaubte ich dem abergläubischen Geplapper der Leute, aber für Marie war es ein neuer Funken Hoffnung in ihrer dunklen Verzweiflung.

Wir gingen im kalten Morgennebel ostwärts.

Zwar war der genaue Ort der Einsiedlerhütte mir nicht bekannt, doch hoffte ich, wir würden sie noch vor Mittag gefunden haben.

Je länger wir gingen, desto lichter wurde der Wald, desto gewaltiger erschienen die breiten Flächen an den Talseiten des Gebirges, von denen der Schnee jetzt vollends zurückgewichen war.

Wir mochten etwa zwei bis drei Stunden gegangen sein, als ich unser Ziel in der Ferne erblickte.

Eng an den Hang geschmiegt stand ganz einsam und verlassen eine kleine Hütte, halb versteckt zwischen Felsen und kahlen Baumstämmen. Aus dem schmalen Schornstein stieg Rauch in dünnen Schleiern empor und löste sich im Nebel auf.

Man war zuhause.

Wir erreichten die Hütte von ihrer Fensterseite her. Die Läden standen halb geöffnet. Im Näherkommen warf ich also einen Blick hinein – und blieb staunend stehen.

Da saß, eingeschlagen in eine Woldecke auf einer Holzbank, niemand anders als jener sonderbare Prediger namens Lenz und lauschte ehrfürchtig den Worten eines hochgewachsenen, hageren, alten Mannes, der vor ihm in der Mitte des Raumes stand und zu ihm sprach.

Was hatte er hier zu suchen? Zumal um diese noch recht frühe Zeit am Tage? Hatte er etwa gar die Nacht an diesem trostlosen Ort verbracht?

Ich ging zum Eingang, klopfte.

Mit schwerem Ächzen wurde die Holztür aufgeschoben, ein altes Weib erschien dahinter, unverständlich und ohne Unterlass vor sich hin schnarrend, das schwarze, stark angegriffene Gesangbuch in der linken Hand, und blickte uns aus gebückter Haltung mit zahnlosem Grinsen entgegen.

Marie erklärte ihr nun in hastigen Worten, was ihr Begehrt, ein Rat des weisen Mannes, ein Mittel, welcher Art auch immer, für ihre sterbenskranke Tochter, ob denn, wenn nicht, zumindest die Möglichkeit zu einem kurzen Gespräch - Die Alte bedeutete uns wortlos einzutreten.

Wir hinein.

Jetzt erst sah auch Marie den anderen Gast und erstarrte. Ein unwillkürliches Zucken bewegte ihre Wangen, kaum dass sie seiner ansichtig geworden.

Er wiederum schien uns gar nicht zu bemerken.

Noch immer redete der Hagere ruhig auf ihn ein.

Er betete.

Der Hagere betete das Gebet des Jona im Bauch des großen Fisches.

„Ich rufe zum Herrn in meiner Angst,
und er erhört mich.

Ich schreie aus dem Rachen der Hölle,
und er hört meine Stimme.

Du warfst mich in die Tiefe, mitten ins Meer,
die Fluten erfassten mich.

Alle deine Wogen und Wellen gingen über mich hin.

Ich dachte: Ich bin vertrieben,
verstoßen aus deiner Nähe!

Wie sollte ich wieder aufschauen
zu deinem heiligen Tempel!

Die Wasser gehen mir an die Kehle,
die Flut umgibt mich,

Schilf schlingt sich mir um das Haupt.

Zu der Erde Gründe sank ich hinab,
der Erde Riegel schlossen auf ewig mich ein.

Aber Du rettetest mein Leben aus dem Verderben,
Herr, du mein Gott!

Mein Gebet dringt zu dir in deinen heiligen Tempel.

Die sich an nichtige Götter halten,
verlieren, was ihnen lieb ist.

Ich aber will mit Worten des Danks dir opfern.

Ich gelobe dir: Ich will es erfüllen.

Denn du, Herr, hilfst mir.“

Kreidebleich saß Lenz in seine Decke gehüllt, bebend am ganzen Leib, die Augen halb geschlossen, wie in einer Ekstase, derweil die Alte schnarrend in ihrer Ecke saß und leise ein Lied aus dem Gesangbuch angestimmt hatte.

Und noch jemand war im Raum: Im Schatten einer Nische konnte ich undeutlich ein junges Mädchen sitzen sehen, ganz starr und steif, fast hätte ich sie übersehen, wenn da nicht ihre Augen wie zwei glühende Kohlenstücke im Dunkeln geleuchtet hätten.

Oder bildete ich mir dies bloß ein?

Das musste das Mädchen mit dem zweiten Gesicht sein.

Mein Kopf fing zu schmerzen an von all den einstürmenden Eindrücken, ich schaute zu Marie, die gebannt auf den Alten blickte und sein Gebet leise mitzusprechen begonnen hatte.

Wie reute mich da bereits mein Vorschlag, an diesen Ort zu kommen.

Da geschah es.

Mit einem gewaltigen Ruck riss sich Lenz plötzlich die Decke vom Leib, sprang in die Höhe und war mit einem flehenden „Hilf, Jesus!“ in drei großen Sätzen aus der Tür, ebenso, wie er Tage zuvor aus der Kirche geflohen war.

Ich schaute ihm verwundert nach.

Er schnellte mit weitausholenden Schritten das Tal entlang gen Westen.

Marie stand neben mir, zitternd, sie vermochte nicht zu reden, das Atmen fiel ihr schwer, nur ein leises Rasseln drang aus ihrer Kehle.

Langsam kam sie zur Ruhe.

Der Alte schaute Marie mit unbewegter Miene an. Sodann legte er seine rechte Hand auf ihre Stirn und sprach:

„Geh heim, Frau, geh doch heim, was suchst du hier? Deine Tochter erwartet dich.“

5

Wir liefen so schnell uns unsere Füße über den Waldboden trugen.
Neben mir Marie mit fassungslosem Blick, den Rock bis über die Knöchel gerafft, im ungebremsten Lauf. Wie drängte es ihr in der Brust, als das Gestein so wegsprang, der graue Wald sich unter uns schüttelte; ihr war, als müsste sie alles mit nur ein paar Schritten ausmessen können.
Das Gewölk lag fest und unbeweglich am Himmel, soweit der Blick reichte, nichts als Gipfel, von denen sich breite Flächen hinabzogen, und alles so still, grau, dämmernd; mir war, als tönte unter mir das Biegen meines Fußes wie Donner.

Vor uns, vielleicht zweihundert Meter oder mehr, sah ich ihn über die Hügel und Berge springen, immer wieder zwischen Gesträuch und Geröll ab- und erneut auftauchen, eine ganze Weile lang, bis der Erdboden ihn verschluckt hatte.

Lenz.

6

Was für ein Wiedersehen nach den wenigen Stunden!
Friederike stand bereits vor der Haustür, als ihre Mutter ihr entgegeneilte, Tränen der Freude auf den Wangen, „meine Tochter, meine Tochter“ rufend, dabei tiefe Seufzer ausstoßend.
Marie riss das Kind wild an ihre Brust.
Friederike schaute indessen verwirrt, benommen, wie aus einer anderen Welt herüberkommend, nur im Hemd, dem durchgeschwitzten, abgezehrt nach den vielen, vielen Tagen im Fieberschlaf.
Ihre mageren Ärmchen hingen schlaff an den Seiten herab.

Sie war nicht bei sich.

Die übergläckliche Mutter führte ihr heimgekehrtes Kind ins Haus, wusch es im Zuber, kleidete es sauber ein, gab ihm zu essen und zu trinken, und das Kind ließ

alles mit sich geschehen, klaglos stumm und still, ließ sich ins Bettchen legen und sich von ihrer Mutter und von mir die Wangen streicheln.

„Warum soll ich sterben, Mutter?“

Marie hielt inne.

„Was sagst du, Kind? Sterben? Warum solltest du sterben? Du bist aus schwerer Krankheit zu mir zurückgekehrt, da brauchst du ans Sterben nicht zu denken.“

Friederike aber schaute wie ins Leere und wiederholte:

„Warum soll ich denn schon sterben?“

Sie sprach in einem Ernst, der ihrer Mutter ins Herz fuhr wie eine blitzende Klinge. Sie sei vielleicht noch nicht ganz gesund, gab ich beruhigend zu Bedenken, womöglich spräche da noch das Fieber aus ihr.

Fest und mit beiden Händen umschloss Marie da das Gesichtchen ihrer Tochter.

„Keine Angst, meine kleine Rike, ich werde dich beschützen. Ich werde bei dir wachen die ganze Nacht, und schon morgen früh, du wirst sehen, sind deine schweren Gedanken ganz verflogen.“

Friederike sagte jetzt nichts mehr, sondern legte sich zur Seite und war schon bald eingeschlafen.

Marie wickelte sich in eine Decke und hielt auf dem Stuhl neben dem Bett der Tochter Nachtwache.

Ich selbst verabschiedete mich endlich, ermüdet von den Gedanken über die Ereignisse des Tages, und ging heim.

7

Es war wohl halb elf am nächsten Vormittag, als meine Schwester zu mir in die Schreinerei kam, die Augen kalt, die Stimme tonlos trocken.

Marie erzählte.

Ruhig und gleichmäßig sei Friederikes Atem im Schlaf gegangen, alle halbe Stunde habe Marie ihr die Stirn gefühlt: kühl, ganz kühl wie Glas, kein Anzeichen des brennenden Fiebers mehr in ihr.

Dann war Marie eingeschlafen.

Sie träumte schwer.

Sie wähnte sich wieder in jener Hütte am anderen Ende des Tals.

Sie ist alleine hergelaufen, durch den Nebel, entlang der nackten Flächen am Fels, ein leises Brausen von irgendwoher, das sie leitete.

Jetzt steht sie im Raum.

Es ist wie am Morgen: die schnarrende Alte an der Tür, das zerlesene Gesangbuch, sie hinein. Zwei glühende Augen in der Dunkelheit. Der alte Mann, der ein Gebet spricht. Aber er spricht es nicht zu jenem Fremden – zu ihr selbst spricht er dieses Mal, und wie erschrickt Marie erst zu sehen, dass der Alte die Züge Lenzens trägt, so milde, so bleich, so gedankendurchwest.

Sie blickt an sich herab.

Ein großes Bündel ruht auf ihren Armen, in fleckige Tücher gehüllt, kühl sickert es durch das weiche Gewebe.

Jetzt tritt der Mann zu ihr hin, greift an das Bündel und schlägt das Tuch am einen Ende zurück.

Marie schreit auf, voller Entsetzen.

Ihr Kopf fährt herum.

Die glühenden Augen im Dunkel: sie sind erloschen.

Als Marie gegen neun aus unruhigem Schlaf erwachte, lag Friederike noch immer da wie zuvor.

Still. So still.

Marie fühlte ihr die Stirn: kühl, ganz kühl wie Glas.

Nein: kühler.

Friederike war in der Nacht gestorben.

Wie schwer wurde mir da ums Herz.

Wie durfte dies geschehen?

Was für ein grausames Spiel des Schicksals, die Sterbenskranke und ihre Mutter noch einmal kurz in Hoffnung zu wiegen, nur um sodann das Unheil umso heftiger,

umso auswegloser auf sie herabstürzen zu lassen.

Marie erklärte, sie wolle nun gleich auf Waldersbach laufen, um bei Monsieur Oberlin die Beerdigung zu besorgen.

Nach dem Vater und der Mutter und dem Ehemann sollte er nun auch ihr Kind begraben.

Sie sprach noch immer ohne jede Erregung, mit kaltem Blut.

Ich sagte ihr, ich würde das gerne für sie erledigen, sie solle lieber heim zu Friederike und bei ihr sein.

Sie zögerte, nickte schroff und ging.

Ich aber warf mir meinen Mantel über, sperrte die Werkstatt ab und eilte nach Waldersbach.

Meinen dunklen Gedanken nachhängend, ging ich durchs Gebirg.

Immer wieder kam ich auf Lenz.

Er war an jenem Tag ins Tal gekommen, da Friederike ins Fieber gefallen.

Ein Zufall?

Der Schnee war restlos verschwunden.

Keine Regung in der Luft als ein leises Wehen, als das Rauschen eines Vogels, der die Flocken leicht vom Schwanz stäubt. Alles so still, und die Bäume weithin mit schwankenden Federn in der tiefblauen Luft.

Es wurde mir heimlich nach und nach.

8

Ich erreichte das Pfarrhaus am frühen Nachmittag.

Gerade wollte ich anklopfen, als mich ein Geräusch innehalten ließ.

Ich wandte mich um.

Mitten im Brunnentrog vor dem Schulhause hockte, regungslos und in voller Bekleidung, bis an die Brust im eiskalten Wasser – Lenz!

Die Lippen im schneeblassen Gesicht waren bereits ins Bläuliche verfärbt, seine Augen starrten hohl vor sich hin oder in sich hinein, es war ein Anblick zum

Erbarmen.

Ich rief ihm zu, ob er nicht lieber aus dem eisigen Nass herauswolle.

Nein, er sei es gewohnt, im kalten Wasser zu baden.

Er würde sich doch ganz gewiss den Tod holen.

Er schwieg.

Schön, dachte ich bei mir, mach' wie du denkst, ich habe Wichtigeres zu tun.

Ob denn der Monsieur Oberlin im Hause sei.

Nein, der Herr Pfarrer sei vor Tagen bereits zu Freunden in die Schweiz.

Aber wer verrichte denn da den Kirchendienst?

Der Herr Amtsbruder. Und er selbst.

Er selbst? Ob er denn Theologe sei.

Jawohl, ob ich ihn denn nicht am Sonntag auf der Kanzel predigen gesehen habe.

Ich schwieg.

Ich hatte Lenz predigen sehen und stellte ihn mir an Friederikes Grabe vor.

Eilig schüttelte ich den unheimlichen Gedanken ab.

In welchem drängenden Dingen ich denn den Monsieur Oberlin sprechen müsste?

Ich sagte es ihm.

In Fouday sei nach schwerer Krankheit ein Mädchen gestorben, Friederike mit Namen, sie sei -

Ich war nur bis hier gekommen, da war Lenz auch schon mit einem Satz aus dem Brunnen, dass mir beinahe das Herz stehenblieb.

„Ihr sagt, Friederike sei - gestorben?“

Tropfnass stand er da, keine halbe Armlänge von mir entfernt, und starrte mich mit seinen weit aufgerissenen Kinderaugen wild an, dass mir bange wurde.

Der Mann war hirnwütig, oder besessen, daran gab es keinen Zweifel.

„Ja, das sagte ich“, gab ich vorsichtig zur Antwort. „Aber verzeiht, Ihr kanntet sie doch gar nicht.“

Lenzens Augen wurden noch größer.

Er stierte mich fassungslos an.

„Dass – ich – dass *ich* die arme, bedauernswerte Friederike nicht gekannt habe, sagt Ihr? So gut wie kein anderer, möchte' ich meinen, kannt' ich sie, bis auf den Grund ihres Herzens schaute ich ihr ein ums andere Mal. Ach, Friederike – Ich muss – muss –“

Und während er noch weiter, tiefend vom Eiswasser, unverständlich vor sich

herstammelte, ging er ohne Abschiedsgruß oder ein weiteres Wort eilig seines Weges.

Ich aber betrat das Pfarrhaus und traf dort auf eine sichtlich verschreckte Madame Oberlin, die mir ihr Beileid aussprach und sodann ihr eigenes Ungemach mit dem tollwütigen Gast klagte, dessen Verstand von Tag zu Tag immer weiter entrücke, wie es ihr schien, und das jetzt, da ihr Gatte nicht im Hause.

Ich tröstete sie und verabschiedete mich mit ihrer Zusage, sogleich den Herrn Amtsbruder von Friederikes Ableben und den notwendigen Verrichtungen zu verständigen.

Wie erleichtert war ich dann doch, dass nicht dieser Wahnsinnige die Begräbnisfeier ausrichten würde.

Als ich zu Marie kam, war es bereits Abend geworden.

Sie antwortete nicht auf mein Klopfen, also betrat ich das Haus.

Marie saß in Friederikes kleinem Kämmerchen neben dem Bette.

Die Tote lag stille auf der Decke.

Marie hatte sie gewaschen, so wie sie gestern erst die vermeintlich Gesundete gewaschen, hatte ihr ein helles Leinenhemdchen übergestreift und die Haare sorgsam gekämmt.

Friederikes glasige Augen blickten mich durch die halbgeschlossenen Lider fragend an.

Es wollte mir das Herz zerreißen, wie ich Mutter und Tochter in solch einträchtiger Stille sah.

Ich trat leise hinein in dieses Bild der Trauer, legte meine Hände auf die Schultern meiner Schwester und erzählte ihr von meinem Besuch bei Madame Oberlin, und dass Monsieur Oberlin nicht zur Stelle sei.

Von Lenz berichtete ich ihr freilich nicht.

Marie seufzte verbittert.

So solle es denn eben sein, und schließlich wäre es doch auch gleich, wer das letzte Kreuz und Amen über dem Kinde schlüge.

Ich verabschiedete mich und machte noch einen Gang durchs Dorf, um für den folgenden Mittag zum letzten Abschied zu laden.

Es war der dritte Februar.

9

Wie ich anderntags zu Maries Haus kam, war dort bereits Monsieur Valois zugegen, Monsieur Oberlins Vertreter, und sprach Marie Trost zu, regelte mit ihr die Beerdigung, die am kommenden Tage stattfinden sollte.

Ich betrat Friederikes Kammer und bemerkte, dass Marie noch in der Nacht das Bett beiseite geschafft und stattdessen den Esstisch hineingestellt hatte, worauf Friederike nun, gebettet auf trockenem Stroh, friedlich lag wie das Kind in der Krippe.

Am späten Mittag kamen die ersten Gäste, Nachbarn, auch Eltern mit Kindern, die mit ernsten, kleinen Gesichtern Abschied nahmen von ihrer geschiedenen Spielgefährtin.

Allmählich füllte sich die Stube.

Marie ging schweigend vom einen zum nächsten, schenkte Kräuterschnaps nach, den Kindern süße Milch.

Man redete ihr Mut zu.

Ein stetes Gemurmel surrte durch den Raum.

Immer wieder ging wer hinüber zu Friederike, betrachtete den kleinen Leichnam, schlug ein Kreuz und kam zurück zur Gesellschaft.

Bereits am Vormittag hatte ich den Sarg gefertigt, ganz schlicht, nur Bretter, ohne Verzierung, so hatte meine Schwester ihn bestellt.

Der stand nun aufrecht gelehnt und leer an der Wand hinter Friederike.

Es klopfte wieder an der Haustür.

Marie ging hin zu öffnen.

Mit einem grellen Scheppern schlug die Milchkanne auf den Boden.

Wir alle schauten zu Marie - und fuhren zusammen:

Was da im Türrahmen stand, musste wohl ein menschliches Wesen sein, wenn es nicht der Hölle selbst entstiegen war, so sonderbar und furchterregend zugleich war

sein Aufzug.

Füße und Beine waren gänzlich nackt, wenngleich schlammüberdeckt; nackt auch die Arme; den Rumpf umhüllte ein grober, schmutziger Leinensack, wie man ihn zum Tragen von Kohle gebraucht, in welchen man Löcher für die Arme und den Hals geschnitten hatte; der seltsamste Anblick jedoch war der Kopf dieses Wesens: Das gesamte Gesicht war über und über mit wohl eben jener Kohle geschwärzt, die sich zuvor in besagtem Sack befunden haben musste; wie verbrannt sah das Antlitz aus, auf welchem zwei große, glänzende Kinderaugen schwammen.

Lenz war gekommen.

Alles schwieg jetzt und starrte auf den unheimlichen Besucher.

Eines der Kinder fing zu weinen an, drängte sich dicht an den Schoß der Mutter, die jedoch völlig regungslos dastand, den Mund halb geöffnet, als gälte es, ein Wunder zu bestaunen.

Lenz sprach: „Ich bin gekommen, Friederiken zu sehen.“

Und als wäre mit diesem Satz eine Laterne in der Finsternis entzündet, lösten sich mit einem Male die Blicke von ihm, jetzt, da man ihn erkannte, und das Surren und Murmeln hob an wie zuvor.

Auch Marie hatte rasch wieder zu sich gefunden und lächelte Lenz gequält zu. Stumm wies sie zu Friederikes Kammer.

Lenz trat ein.

Seine Gliedmaßen waren bläulich unter dem Schmutz von der Kälte.

Er blickte kurz in die Runde, gleichgültig, ging zu Friederikes Kammer, ging hinein, schloss die Tür hinter sich und war verschwunden.

Die Besucher scherten sich nicht weiter um ihn.

Sie alle hatten ihn bereits gesehen und von ihm gehört, er war ihnen kein Unbekannter mehr, wenngleich fremd auf andere Weise.

Aus der Kammer drang kein Laut.

Einmal nur meinte ich, ein trauriges Schluchzen zu vernehmen, aber das konnte auch der Wind sein, der um die Häuser ging.

Auch dumpfe, hastige Schritte meinte ich immer wieder zu hören.
Dann wieder Stille.

Der Abend war nun angebrochen, Lenz bereits eine gute halbe Stunde bei Friederike, als mit einem Mal die Tür zu ihrer Kammer aufflog und ehe man sich versah selbiger Lenz mit barfüßigen Riesenschritten herausstürzte, hin zur Haustür, jene aufriss, den Wahnsinn jetzt unlegbar in den Augen, hinaus in die Finsternis hinkend. Dabei hörten wir ihn brüllen und kreischen, wie ein tolles Tier, infernalisch, unheimlich, seelenwund, bis endlich sein Lärm in der Ferne des Tals verhallt war.

Marie war sogleich zu Friederike geeilt, aber hier war alles wie zuvor, die Tote, der Sarg, alles schien ganz unberührt.

Nach und nach verabschiedeten sich die Besucher.

Diejenigen, die am nächsten Tage nicht zur Beerdigung kommen würden, wünschten Marie alles Gute und viel Kraft, sie sei ja noch recht jung und wer weiß, eines Tages –

Dann waren wir wieder alleine.

Wir verloren kein weiteres Wort über das Geschehene.

Marie trug das Geschirr zusammen, sie wollte es gleich in der Früh putzen, ich ging derweil in Friederikes Kammer, um sie in den Sarg zu betten, bevor auch ich mich auf den Heimweg machte.

Wie sie da lag, so ganz verlassen, so ganz kühl, und die halbgeöffneten Augen so glänzend, wurde mir erneut eng ums Herz.

Vorsichtig schob ich meine Arme unter ihren Nacken und ihre Knie und hob Friederike an, um sie in den Sarg zu legen, den ich zuvor quer über das Fußende des Tisches gestellt hatte.

Dieser kleine Körper war federleicht und noch ganz geschmeidig.

Seltsam, dachte ich, sie ist seit zwei Tagen tot, aber keine Starre im Leib, auch keinerlei Zeichen von Verwesung.

Selbst die Kühle ihres Körpers kam mir nicht mehr so durchdringend vor wie noch vor ein paar Stunden, als ich mit meinem Handrücken zärtlich über ihre Wange

gestrichen war.
Ich zögerte.

Etwas war nicht richtig.

Ich stand da, Friederikes leblosen Körper auf den Armen, mit einem Male ganz unschlüssig, was zu tun.

Sie in den Sarg legen.

Ich schaute sie an.

Das Kind war tot, gar kein Zweifel.

Oder?

Kein Atemzug ließ ihre Brust anschwellen, kein Blinzeln schloss, und sei's auch nur für den Bruchteil einer Sekunde, ihre Augen.

Und dennoch –

Ein kaltes, unnennbares Grausen packte mich, unruhig und fest.

Ich starrte wie versteinert auf den kleinen Leib in meinen Armen und spürte, zunächst nur undeutlich und wie eine Einbildung, von Moment zu Moment jedoch mit immer größerer Gewissheit, wie das Leben in diesen toten Körper einkehrte.

Schon wuch die Blässe des Todes auf den Wangen einer sanften Röte; schon flatterten die feinen Wimpern wieder wie im leisen Hauch; schon strafften sich erschlaffte Muskeln in Armen und Beinen; schon war ein leises Ächzen zu vernehmen, welches zweifelsohne der Kehle Friederikes entrann.

Das Kind lebte!

Ich legte sie so behutsam, wie es mir nur möglich, auf das Strohlager zurück, das ihr eben noch Totenbett gewesen.

Ich spürte meinen ganzen Leib zittern, wie ich in die Stube wankte, wo Marie in allerstillster Einkehr noch immer das Aufräumen besorgte, packte sie am Arm, sah ihr in die stumpfen Augen und sprach:

„Deine Tochter, Marie, deine Tochter – sie lebt! Hörst du? Sie lebt!“

Unverständnis legte sich auf ihr Antlitz, natürlich, sie musste mich für toll oder garstig halten, denn wer, außer in der Heiligen Schrift, hätte je gehört, dass ein Toter wieder zu den Lebenden zurückkehrte?

„Ich weiß, du denkst, ich rede im Wahn, Schwester, aber geh‘ nach nebenan, geh‘ und sieh‘ selbst.“

Ich gab mir alle Mühe, so ruhig und geistesklar wie nur irgend möglich zu klingen, aber vergeblich. Weinend wand Marie sich aus meinem Griff und sank zu Boden, heftig schluchzend und bebend.

Sie war am Ende ihrer Kräfte angelangt.

Ein Geräusch in meinem Rücken.

Wie ein leises Scharren auf steinigem Boden.

Marie hatte es auch gehört, hob widerstrebend den Blick, schaute durch einen Vorhang aus Tränen hindurch zu Friederikes Kammer.

Erstarrte.

Ich drehte mich um.

Da stand Friederike in der Tür, zitternd, schwach, die glänzenden Augen weit aufgesperrt.

Sie stand da, wie sie noch zwei Tage zuvor vor dem Hause gestanden, wie aus einer anderen, unbegreiflichen Welt kehrend, nur diesmal noch elender anzuschauen, so ausgezehrt, so kraftlos.

Marie musste sich die Hände auf den Mund pressen, um nicht aufzuschreien.

Tränen schossen ihr in die Augen.

„Rike – ?“

Es war wie eine Frage.

„Rike, meine –“

Auf ihren Knien rutschte Marie jetzt an die Tochter heran, welche noch immer in der offenen Tür stand, vergeblich nach einem Gedanken greifend.

„Rike - meine kleine Rike - was ist nur – was ist dir - ?“

Die Tochter starrte die Mutter an, die in bitteren Tränen vor ihr kniete, starrte auch mich an, starrte uns und alles um uns herum an wie etwas Fremdes, etwas, was sie nie wieder hatte sehen wollen, etwas, was sie für immer zu vergessen getrachtet. „Wieso - wieder hier? Was tu ich wieder hier? Hier wollt‘ ich doch nicht länger sein.“

Marie hielt inne.

„Was – meine Rike – was sagst du? Du bist zurück bei mir. Es ist wie ein Wunder, hörst du, ein Wunder - “

„Wieso bin ich wieder hier? Ich wollte – ich wollte – es war doch so gut dort – “

„Rike – aber meine kleine Rike – was du redest – *gut?* - *dort?* Was soll das sein – *dort?* Du warst nur hier. Immer. Nur hier. Hast gelegen und geschlafen. Wie tot. Und geträumt. Hörst du? Geträumt.“

Friederikes Augen glitten umher, suchten verzweifelt nach Halt. Ihr wehrloser Verstand war jetzt ganz aus den Fugen.

„Nicht geträumt - es war doch so gut – so gut – zurück – Vater - ich will zurück – lasst mich doch nur zurück, hier möcht‘ ich doch nicht sein – “

Jetzt war Marie bei ihr und fasste sie, umklammerte sie, als wollte sie die Tochter festhalten, Friederike ließ es geschehen, sie war fern von allem, von einer unfassbaren Verzagtheit überwältigt, einer namenlosen Traurigkeit, einer Sehnsucht nach etwas, das uns ganz und gar unbekannt.

Tränen fielen wie Sturzbäche ihre Wangen hinab, als sie um ihren Tod bettelte:

„Lass mich zurück, Mutter, lass mich zurück, ich bitte dich bei allem, was dir lieb ist. Lass mich zurück. Lass mich wieder zurück - für immer - “

Es war ein Bild des Jammers.

Mutter und Tochter fielen sich nun in die Arme, schluchzend, seufzend, vom schlimmsten Schmerz durchrüttelt.

Es zerriss mich.

Ich wusste nicht, was tun, was glauben, sinnlos stand ich dabei und litt still an mir selbst.

Da schaute mich Marie endlich an, ihre Augen waren rot vom Weinen, sie schaute

mich an, voller Verzweiflung, voller Schmerz, und sagte nur ein einziges Wort:
„Geh‘.“

Und ich ging.

10

Ich kann nicht bezeugen, was in der Kammer vor sich ging, als Lenz bei Friederike weilte, sowenig wie ich zu sagen vermag, was in der Stube geschah, nachdem ich Mutter und Tochter verlassen hatte.

Ebenso weiß ich nicht, was wir am folgenden Tage zu Grabe trugen; Marie hatte den Sarg selbst mit gut zwei Dutzend langen Nägeln auf immer fest versiegelt.

Ich weiß nichts von alledem. Ich habe nur eine Ahnung.

Marie schien, wenngleich aschfahl und ermüdet, ganz vernünftig, stand schweigend am Grabe, warf eine Handvoll Erde auf den Sarg, ungerührt, sprach ruhig mit den Leuten; es war aber eine entsetzliche Leere in ihr.

Noch in selbiger Nacht ist sie aus Fouday verschwunden, kein Abschied, kein Wort, von niemandem mehr gesehen.

Ich bin Lenz nur noch ein einziges Mal begegnet, wenige Tage nach dem Begräbnis.

Er sei jetzt vollends dem Wahnsinn verfallen, hieß es.

Er kam mit einem Begleiter zu Fuß den Weg von Waldersbach auf Fouday.

Er besuchte Friederikes Grab, kniete hier und dort nieder, küsste die Erde des Grabes, schien betend, doch mit großer Verwirrung, riss etwas von der auf dem Grabe stehenden Blume ab, wie zum Andenken, und ging dann wieder fort.

Eine Amsel saß auf einem schiefen Grabkreuz daneben und schaute ihm sehr ratlos hinterher.

Der Frühling hatte begonnen.

ENDE